

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 47. Bromberg, den 26. Februar 1930.

Alexander Huene.

Ein Erdöl - Roman von Georg Urbat.

(11. Fortsetzung.)

Das Kärtchen entfiel den Händen Alexander Huenes.

Im Wiedererleben stand ihm auf einmal der Vorgang wieder vor Augen, wie er an der Gabelung des Broadway und der Park Row in Newyork auf das Trittbrett des irrenden Wagens von Maud Hill sprang und sie davor bewahrte, den alten Brown zu überfahren . . .

Aber schmerzhaft klar durchtobte er in wenigen jagenden Sekunden auch jene Stunde in der Kabine von Maud Hill auf der „Olympic", in der sie ihre Koketterie soweit getrieben, daß er die Besinnung verlor, und in der sie dann ihn demütigend abfallen ließ . . .

Langsam drehte er die Nadel in seiner Hand.

„Ein kleines Vermögen ist sie wert, Herr Baron!" wagte der Juwelier leise, wie ermunternd, zu sagen.

Wie ein schmerzhafter Schlag durchzuckte es Huene. Langsam legte er die Nadel in das Etui zurück und sagte brüsk: „Es liegt hier ein Irrtum vor! Die Nadel ist nicht für mich bestimmt."

„Aber Herr Baron", wehrte sich der Juwelier, „ein Irrtum ist unmöglich. Ich habe die Nadel Ihnen im Auftrag von Miß Maud Hill zu überreichen!"

Huene achtete nicht auf den Einwand. Er nahm ein kleines Leinenkärtchen und schrieb darauf kurz: „Eine gute Tat dankt durch das Gute der Tat! — A. H."

Das Kärtchen schloß er in einen Umschlag, und Billett und Nadel reichte er dem verblüfften Juwelier zurück.

„Aber . . . aber . . ., Herr Baron . . !" suchte der noch einzuwenden, denn ein solcher Fall war ihm in seiner langen Praxis noch nicht vorgekommen.

Alexander Huene aber lächelte kühl und höflich: „Nein, nein! Es hat schon seine Richtigkeit. Es liegt hier ein Irrtum vor."

Höflich begleitete er den verstörten Herrn zur Tür seines Kabinetts.

*

Während Alexander Huene den Besuch des Juweliers hatte, saß im Wartezimmer ein zweiter Besuch, der empfangen werden wollte: Mirza Ahmed Nadir Khan. Er war ein noch junger Mann, doch aus den großen, dunklen Augen blickte es schwermütig, als trüge er viel zu schwer an seinem Namen, den er den kriegerischen Gründern zweier persischer Herrschergeschlechter verdankte. Den Titel eines Mirza, den er als Nachkomme aus diesen Geschlechtern hinter seinem Namen tragen durfte, stellte er vor diesen Namen, wo er nach den Gebräuchen seiner persischen Heimat den hervorragenden Gelehrten bedeutete.

Durch die halbgeöffnete Tür des Wartezimmers sah Mirza Ahmed in den Nebenraum, wo in spielender Raschheit die Finger Felicitas Böses über die Tasten der Schreibmaschine huschten. Sie spürte diesen Blick, wollte unwillig werden und die Tür schließen. Doch dann entwaffnete sie die klare, sinnenfreie Aufrichtigkeit dieses Blickes. So nahm sie einige, gerade eingegangene Journale von ihrem Schreibtisch und reichte sie zu Mirza Ahmed hinein. Er dankte mit seinem weichen Lächeln und einer leichten Verbeugung.

„Sie sind sehr aufmerksam, mein Fräulein. Ich fürchte, ich war zudringlich. Bitte, deuten Sie es nicht übel. Aber es war ein Vergnügen, dem Spiel Ihrer Hände zuzuschauen. — Es sind schöne Hände!" setzte er dann leise und etwas schamhaft hinzu.

Felicitas war rot geworden. Offene Komplimente standen bei ihr sehr niedrig im Kurs. Und von dort, vom Wartezimmer aus, hatte mehr als einer der Glücksritter aus dem nahen Osten versucht, mit ihr anzubändeln. Und wenn es ihnen nicht gelang, so wußten sie den Pagen Fritz zu bestimmen, Felicitas' Namen ihnen zu nennen. Und dann kamen Briefe, aus denen Felicitas mit erschreckender Deutlichkeit ersah, wie niedrig diese Leute den Anstand und die Widerstandsfähigkeit eines hübschen Mädchens einschätzten, das gezwungen war, sich selbst ihr Brot zu verdienen.

Mirza Ahmed eine Antwort zu geben, blieb ihr jedoch erspart. Alexander Huene trat ins Zimmer, schien einen Moment erstaunt über die leichte Verlegenheit von Felicitas, bat dann aber Mirza Ahmed zu sich in das Kabinett.

Ein leichtes Schamgefühl blieb in Felicitas zurück. Sie glaubte in den forschenden Augen ihres Chefs einen Vorwurf gelesen zu haben.

Lange mußte sie warten, bis Mirza Ahmed das Kabinett wieder verließ. Ihren Chef fand sie dann in nachdenklich-erregter Stimmung, und aus dem Bericht, den er ihr für Amsterdam diktierte, ging nicht mehr und nicht weniger hervor, als daß die Persische Regierung durch Mirza Ahmed anfragen ließ, ob die Bank Huenes in Amsterdam bereit wäre, Mutungsrechte auf Erdöl-Vorkommen in Persien zu erwerben.

Und als Huene später den Bericht unterschrieb, sagte er freudig erregt zu Felicitas: „Ich glaube bestimmt, das wird unser großer Schlag . . ."

„Das wäre wunderbar, Herr Baron", antwortete sie.

Er sah lächelnd auf seine Mitarbeiterin, der noch immer die Verlegenheit in leichter Röte auf dem Gesicht lag.

„Lassen wir den Baron, wenn wir unter uns sind, Fräulein Böse. Was dahintersteht, ist auch nicht schlecht und schließlich doch die Hauptsache."

„Gern, Herr Huene!"

„Und was nun die Sache mit den Persern angeht, so kneifen Sie beide Daumen, Sie kleine böse Fee!"

V.

Der Wagen bremste. Durch das frühe, nachkalte Dunkel des Dezembernachmittags schimmerte über dem Straßeneingang zu einer schattenhaft verborgenen kleinen Villa das Licht einer schmiedeeisernen Bogenlampe.

„Wir sind da, Huene", sagte Larßen.

Ein beklemmendes Gefühl beschlich Huene, als er aus dem Auto stieg. Vergeblich kämpften einige vereinzelte

Straßenlaternen gegen das Dunkel, und aus dem Park, vor dem sie standen, reckten entlaubte Bäume und Sträucher gespensterhaft drohend ihre Äste in einen Himmel, der nicht zu sehen war. Und die schattenhaften Umrisse der Villa als etwas Unbestimmtes, Unerklärliches, aus dem nur zwei erleuchtete Fenster wie große brennende Augen durch Dunkel, durch Baum- und Strauchwerk glänzten.

Huene riß sich zusammen, schalt sich einen Narren, der seine Nerven nicht in Ordnung hielt und folgte Larßen, der sicher durch die sich öffnende Gittertür schritt, als ginge er diesen Weg nicht zum ersten Male. Und als die Tür hinter ihnen zuklappte, flammte es hinter den Fenstern der Villa auf, gleich einer festlichen Beleuchtung zu ihrem Empfang.

Oben in der Etage der Villa stand in letzter prüfender Musterung Xenia Tsaturowa vor dem Spiegel. Ein Lächeln überflog ihr Gesicht. Durch die halbgeöffnete Tür hörte sie von unten von der Halle her die laute, fröhliche Stimme Larßens, der ihre hübsche, kleine Zofe neckte und dann in dem leiernden verständnislosen Tonfall des Führers einer Schloßbesichtigung seinem Begleiter die belanglosen Gegenstände der Halle zu erklären begann. Denn diese Villa war von einem Gewinnler der Inflationszeit rasch erbaut und ohne besonderen Geschmack ausgestattet worden. Und als ihm das Geld ausging, vermietete er sie, so wie sie ging und stand, vorzugsweise an Diplomaten, deren Vermögen oder die Großzügigkeit ihrer Regierung es gestattete, einen unverschämten Mietspreis ihm zu bewilligen.

Xenia Tsaturowa horchte. — Der Begleiter Larßens antwortete. — Welch eine Stimme?! — Konnte es möglich sein?! — Ach Unsinn! Es war nicht möglich. Sonst hätte Larßen irgendeine Andeutung gemacht, daß es ein gemeinsamer Bekannter von Rußland her wäre.

Die Stimmen entfernten sich. Betty hatte die Herren in den Salon geführt. Wie von einem Druck befreit atmete Xenia Tsaturowa auf. Noch ein prüfender Blick in den Spiegel: sie wollte und mußte schön sein für den Begleiter Larßens! Denn wohlverwahrt im Schreibtisch lag ein Brief Latwins aus Moskau. Und in dem Brief war gesagt, daß in den Erdölangelegenheiten Persiens etwas vorginge. Nur wisse man nicht genau was. Und Xenia Tsaturowa solle es zu erfahren suchen. Vorsichtig. Unter Aufbietung all ihres Geschickes. Ohne sich, ohne ihren Rang, ohne Moskau bloßzustellen.

Xenia Tsaturowa huschte die Treppe hinunter. Flink und geschmeidig. In rascher Bewegung öffnete sie die Tür zum Salon. Larßen saß ganz gegen seine Gewohnheit still über ein Buch gebeugt. Aber der andere, das Gesicht, das ihr zugewandt war . . .

Es riß sie zur Flucht . . .

Aber zu spät. „Xenia!“ schrie er auf — doch dann hatte sie sich auch schon in Gewalt.

„Guten Tag, Sascha!“ sagte sie leise mit zitternder Stimme und reichte ihm die Hand.

Selten hatte der gewandte, kluge, selbstsichere Diplomat Larßen ein so dummes, überraschtes Gesicht gemacht wie jetzt, da er diese beiden Menschen einander gegenüberstehen sah und in ihren Gesichtern ohne viele erklärende Worte las, daß er nun übrig war — wirklich übrig . . .

„O!“ sagte er schließlich, „die Herrschaften kennen schon einander. Das ist ja prachtvoll. Dann habe ich ja bereits meine Mission erfüllt. Huene, wenn Sie nett sind, pumpen Sie mir auf eine Stunde Ihr Auto. Ich muß noch rasch zu einer Besprechung. Ich hatte sie nahezu vergessen.“

Larßen log — aber er log tapfer und aufrichtig.

„Sie können den Wagen auch auf zwei Stunden haben, Larßen. überhaupt, so lange Sie wollen. Ich gehe später zur Untergrundbahn hinüber,“ sagte Huene bereitwillig.

Xenia aber bat aus ihrer Unruhe heraus: „Wenigstens eine Tasse Tee, Herr Larßen, bei diesem eklen Wetter!“

Und Larßen zögerte — blieb dann aber fest: „Wirklich, schöne Kollegin! Eine wichtige Besprechung! Ein andermal, wenn dieser schreckliche Bankmensch nicht dabei sein wird . . .“

Huene lachte und drückte ihm dankbar die Hand.

„Möchtest du mir nicht eine Tasse Tee reichen?“ bat Alexander Huene leise, als sie allein waren.

Mit stiller Freude sah er ihren schlanken Händen zu, wie sie aus der blitzenden Kanne den Extrakt in die Tasse schenkte, wie sie aus dem leise summenden Samowar heißes Wasser dazu ließen und die Tasse ihm reichten.

Und mit der Zuckerzange in der Hand fragte sie: „Wieviel Stückchen Sascha?“

„Zwei Stückchen sollten eigentlich genügen, aber wenn du lieb bist, legst du mir noch eins dazu.“

Sie hörte den schmeichelnden Scherz in seinen Worten, und ein warmes Gefühl der Dankbarkeit erfüllte sie.

„Sahne oder Zitrone, Sascha?!“

„Zitrone bitte!“

„Rauchst du Sascha!“

„Bitte! Und du, Xenia?“

„Danke, selten. Es steht einer Frau nicht immer. Und ich fühle mich noch nicht alt genug, um ständig daran Genuß zu finden!“

Schweigen lag wieder über den beiden Menschen. Auf den Kissen eines niedrigen Taburetts saß Xenia neben Alexander. Er nahm ihre Hand und streichelte sie, während er forschend in ihre Augen schaute.

Jetzt wird er fragen, jetzt wird er fragen, fühlte sie angstvoll.

Und er fragte.

„Lebt dein Vater noch, Xenia?“

„Ermordet . . .“

„Und deine Mutter?“

„Sie legte sich hin und starb, als man den Vater tot in das Haus brachte . . .“

„Und Kolja, dein Bruder, der bei Wrangel stand?“

„Erschossen . . .!“

Und von der Erinnerung überwältigt warf sie sich über den Diwan, durchrüttelt von Weinen und Schluchzen.

Erschauernd sah Alexander Huene das Grauen des Bürgerkrieges wieder an sich vorüberziehen. Er hob sie zu sich empor, und an seiner Brust weinte sie dann lange und still.

Lange saßen sie so da. Schweigend, als genüge die stumme Nähe des anderen allein, ihnen das Glück wiederzubringen, als müsse jedes Wort, das doch noch gefragt und gesagt werden sollte, alles wieder zerstören . . .

Doch der Mann kämpfte mit sich — in Qual und Zweifel — er mußte noch eine letzte Frage tun, und schließlich wagte er sie: „Du bist verheiratet, Xenia?!“

Stolz richtete sie sich auf. Zwischen beide Hände nahm sie seinen blonden Kopf. Glück strahlte aus ihren Augen hinüber zu dem Mann, dem die Zweifel Falten in das Gesicht gruben. Und so sagte sie:

„Jawohl, du, Lieber . . . Ich bin verheiratet. Vor dem Gesetz und den Menschen bin ich verheiratet. Aber dein bin ich geblieben. Dein an Seele und Leib . . . Ja, ich mußte ihn, meinen Mann, heiraten, auf Befehl der Regierung. Sonst wär' ich nicht nach Europa gekommen. Sonst wäre ich nicht hier, könnte nicht deinen Kopf zwischen meinen Händen halten . . . Und er, den das Gesetz und die Welt meinen Mann nennt, er achtet die Frau in mir, die ohne Liebe sich nicht fortwirft . . .

„Du . . .“ wiederholte sie leise mit tiefer Freude, als bringe sie ihm ein kostbares Geschenk — „dein bin ich geblieben . . .“

Xenia geht durch das Haus in rastloser Unruhe. Wieder öffnet sie die Tür zum Salon und läßt das Licht aufflammen. Suchend schaut sie umher, als wolle sie noch einmal das Glück zurückrufen. In leichter Schalheit haftet der Duft der gerauchten Zigaretten noch im Raume.

Fröstelnd durchschauert es sie: sollte der Kelch des Glückes schon geleert sein?!

Sie löscht das Licht und schließt die Tür behutsam, als schließe sie ihr Heiligtum. Darauf geht sie wieder in ihr Arbeitszimmer — harte, kalte Überlegung läßt ihr Gesicht jetzt männlich erscheinen.

Auf dem Schreibtisch wartet die Post, die der Kurier ihr spät am Abend noch gebracht hat. Ein Brief liegt offen da: sie kennt ihn bereits auswendig. Doch immer wieder muß sie ihn lesen. Nicht lang ist der Brief Latwins aus Moskau: Wo denn Xenia Tsaturowas Geschicklichkeit bleibe? fragt er kurz an. Ob sie denn noch nicht habe erfahren können, was die Perser mit ihren Ölfeldern vorhaben. Eine Erschließung der persischen Ölfelder wäre jetzt, nachdem die Option Moskaus abgelaufen sei, nicht erwünscht. Denn Baku ersäuft in Öl, das nicht abgesetzt werden kann. Und Öl ist das Gold Moskaus.

„Ja, ja. Ich kann es Ihnen schon berichten, Bürger Latwin", sagt Xenia gequält vor sich hin. „Ja, berichten kann ich es Ihnen schon. Denn er hat es mir ja alles erzählt, der liebe Sascha. Nicht dulden hat er wollen, daß ich ihm den Mund zuhielt. Alles hat er mir erzählt, von den Vorschlägen Mirza Ahmeds. Sein großer Schlag soll es werden. Und mit dem Schlag will er mich frei machen. Von Medwedjeff und von euch in Moskau . . . Nur für uns beide sollen wir dann leben . . ."

In schwerem Schluchzen fällt Xenias Kopf auf die Platte des Schreibtisches.

Dann nimmt sie von neuem den Brief und liest: „Wenn es uns gelingt, das nicht geschehen zu lassen, was noch unbekannt, aber doch fühlbar in der Luft liegt, dann dürfen Sie sich die Botschaft aussuchen, Xenia Grigorjewna: Paris oder Rom. Und bedenken Sie, Xenia Grigorjewna: Sie als erster weiblicher Botschafter . . ."

Xenia stöhnt auf in hartem Kampf: Wohin entscheiden? Für den geliebten Mann oder für den Ehrgeiz?

Ein Gedanke regt sich in ihr und beschäftigt sie. Und nun raucht Xenia Zigarette auf Zigarette. Und sie wandelt durch den Raum wie ein ruheloser Geist . . .

Endlich scheint sie Klarheit errungen zu haben. Ruhig und entschlossen ist ihr Gesicht.

„Vielleicht gelingt es?" flüstert sie. „Vielleicht gelingt es, ihn mit Moskau auszusöhnen und hinüberzuziehen?"

(Fortsetzung folgt)

Das große Los.

Skizze von **Georg Wagener.**

Den „Lotterienarren" nannten sie ihn im ganzen Dorfe und lachten dazu. Wie konnte ein Mensch so von einem Gedanken besessen sein, daß er dreißig Jahre lang das gleiche Los spielte, das doch nie gewann! „Einmal muß ich ja Glück haben!" hatte Jorge Rupez schon vor Jahren geantwortet, wenn ihm einer riet: „Wechsle das Los. Oder laß das Spielen lieber ganz sein. Es führt doch zu nichts!" Mit der Zeit gaben seine Landsleute in Henares es auf, an ihm Bekehrungsversuche zu machen.

Auch seine Frau wußte, daß er von seinem Lotterielos nicht lassen würde. In den ersten Jahren ihrer Ehe hatte sie auch geglaubt, das Glück würde Jorge einst lächeln. Sie war es im Grunde gewesen, die den Gedanken aufgriff und weiterspann: „Ja, kaufe dir ein Los! Ich weiß, wir werden gewinnen. Das große Los! Dame will ich dann sein, herauskommen aus diesem Nest, in Madrid wohnen, einen Wagen haben, ein eigenes Haus, Schmuck, eine Loge in der Arena!"

Doch mit den Jahren waren die Luftschlösser eingestürzt. Eine wachsende Verbitterung, aus der Enttäuschung heraus geboren, trat an deren Stelle. Pepita Rupez haßte dieses Los, das ihre Hoffnungen betrogen hatte, sie haßte zuweilen auch den Mann, der jetzt in diesem einen Punkte nicht mehr auf sie hören wollte. Ihr Haß pflanzte sich auf die Kinder fort, auf die beiden Söhne und auf die Tochter. Nur war die Jugend rücksichtsloser im Ausdruck ihrer Verachtung für den, der seiner Marotte wegen dem Haushalt jährlich hundert Peseten entzog. „Du bist verrückt!" schrie sie ihm ins Gesicht, wenn er das Los erneuert hatte. Jorge Rupez schwieg. Er war nie ein Held gewesen. Jetzt fürchtete er sich vor den starken Fäusten der Söhne. Doch in seinem Inneren häuften sich Verbitterung und Haß gegen seine eigene Familie, die ihn nicht verstehen wollte.

Plötzlich aber war alles mit einem Schlage verändert. Denn dort stand es in der Zeitung: Der Hauptgewinn fiel auf Los 237453! Zehn-, zwanzigmal hatten es alle gelesen. Sie lachten und schrien: „250000 Peseten!" Vor Pepita Rupez stiegen die längst verschwundenen Luftschlösser ihrer jungen Ehe wieder auf: Madrid, das Haus, der Wagen, der Schmuck, das Leben der reichen Müßiggängerin. Die Söhne träumten mit offenen Augen von der Hauptstadt. Herren würden sie sein, die keinen Finger zu rühren brauchten. Ihre Schwester stand vor dem Spiegel. Sie stemmte die Fäuste in die Hüften und warf den Kopf zurück. Sie lächelte ihr Spiegelbild an, und ihre Schultern reckten sich, als prüfe sie den Faltenwurf einer seidenen Mantille, die der Vater ihr kaufen sollte.

Der Vater! So nannten sie ihn wieder, nachdem er jahrelang für sie nur der alte Narr gewesen war. Er wunderte sich über den zärtlichen Namen, und diese Verwunderung war fast der einzige Gedanke in seinem müden Hirn. Er saß am Tische und schwieg. Er starrte die eine Zeile an, die längst vor seinen Augen schwamm, und hörte nur dies eine „Vater". Er freute sich nicht über das Glück, das nach dreißig Jahren nun doch zu ihm gefunden hatte. Er empfand kaum eine Genugtuung darüber, daß sein zähes Festhalten an seinem Glauben endlich belohnt worden war. Er fühlte eine Leere in seinem Kopfe, in die nun dieses eine ungewohnte „Vater" hineindröhnte wie Posaunenschall, wie die Verkündigung eines neuen Lebens voll Frieden und Liebe.

Da riß ihn die Tochter aus dem Starren: „Vater, wann fährst du nach Madrid, um das Geld zu holen?" — „Ja", sagten die anderen und warteten ungeduldig auf die Antwort, „wann, wann?" Jorge Rupez sah ihnen in die Augen, die vor Erregung leuchteten, und ihm war, als spräche aus ihren Gesichtern die Gatten-, die Kindesliebe, die er jahrelang nicht mehr gekannt hatte. Er lachte beinahe, als er antwortete: „Morgen, ja, morgen!"

Da sagte die Frau: „Ich fahre mit dir. Vielleicht kannst du das Geld allein gar nicht tragen!" Ihre Stimme war ruhig, fast freundlich. Sie schien wieder der gute Lebenskamerad sein zu wollen, der dem anderen hilft. Doch Jorge Rupez las aus ihren Worten, aus ihren Blicken nur eines: das Mißtrauen. Und mit einem Schlage war es ihm, als schwände das Lächeln auch von den Lippen der Kinder, als blickten ihre Augen ihn zwischen den lauernd gesenkten Lidern argwöhnisch an: „Ja, wir trauen dir nicht. Du sollst das Geld nicht allein holen." Er wollte aufspringen, die Faust auf den Tisch schlagen und schreien: „Was geht euch mein Geld an? Mir allein gehört es. Nur ich habe es durch jahrelange Qual verdient!" Doch er war zu müde zum offenen Widerstand. Er fühlte, daß er vor Jahren schon Mann hätte sein müssen. Jetzt fehlten ihm die Kraft und der Mut, um gegen die Vier vor ihm offen zu kämpfen. „Gut", sagte er ruhig. „Wir fahren morgen." In seinem Herzen glühte der Haß.

Er schloß in dieser Nacht kein Auge. Er sah im Dunkel seiner Kammer acht Hände, die wie Raubtierkrallen nach seiner Brust griffen: „„Gib das Geld her!" Jorge Rupez wußte, diesen gekrümmten Fingern entging er nicht. Alles würden sie ihm rauben bis auf einen Gnadenbrocken. Doch er wollte ihnen das Geld nicht geben, sondern Rache an denen nehmen, die ihm das Leben verbittert hatten. Nicht eine Pesete sollten sie haben! Als er im Dämmerschein des jungen Morgens Pepita weckte, wußte er, was er zu tun hatte. Doch er lächelte den anderen gegenüber mit der Verstellungskunst des Irren. —

Am Schalter der Generallotteriedirektion zahlte man ihm den Gewinn in Tausendpesetenscheinen aus. Er konnte das Geld wohl allein tragen. Er sah Pepitas Augen gierig an den Scheinen hängen und lachte in sich hinein.

Dann standen beide auf der Straße. Pepita wollte einen Makler aufsuchen, sich Pläne vorlegen lassen für „ihr" Haus. Sie warteten auf eine leere Kraftdroschke. Ein Straßenbahnwagen ratterte heran. Da sprang Jorge Rupez auf das Trittbrett des fahrenden Wagens. Das Getöse des Verkehrs verschlang Pepitas Wutschrei . . .

Jenseits des Manzanares stieg Jorge Rupez aus. Er sah den Wald von Pardo vor sich liegen. Er lief bis zur Mauer des Jagdparkes und wartete, bis ein Fußgänger, der ihn störte, hinter einer Baumgruppe verschwand. Dann zog er das Bündel Banknoten aus der Brusttasche. Er zerknüllte einen Schein nach dem andern und baute aus den Papierballen eine Pyramide. Sie wuchs, und bei jeder neuen Kugel, die Jorge Rupez auftürmte, verzogen sich seine Lippen mehr zur höhnischen Fratze: „Nichts sollt ihr haben von dem Gelde! Nicht einen Fetzen!" Das Streichholz brannte. Jorge Rupez lachte, denn er mußte an die Frau denken, an die Kinder, an ihre entsetzten Augen, wenn sie von seiner Rache erfahren würden. Er lachte, daß er das Streichholz vergaß. Erst als ihm die Flamme die Finger versengte, warf er das Holz zwischen die Papierkügelchen. Er sah die Flamme an den Scheinen hochlecken und rieb sich

die Hände in wahnsinniger Freude. Die wenigen Augenblicke, in denen das Feuer das Vermögen vernichtete, waren für ihn die Entschädigung für die Jahre seines Daseins als „Narr".

Jetzt wollte er zurückgehen nach Henares und denen dort ins Gesicht lachen: „Das Geld ist verbrannt! Nichts habt ihr davon bekommen, nichts!" Doch plötzlich fehlte dem Irren der Mut dazu. Der Funken Selbstachtung, der ihn zur Wahnsinnstat getrieben hatte, war mit dem Feuer verloschen. Ziellos lief er in das Land hinaus. —

In Henares glauben sie noch immer, Jorge Rupes sei mit dem Gelde nach Amerika geflohen. Seine Familie weiß nichts von dem blöden Bettler, der von einem Dorfe zum anderen irrt, ruhelos, gehetzt von einer Angst, deren Grund sein umnachteter Geist nicht mehr kennt.

Der automatische Pilot.

Zum ersten Male in einer Maschine, die nicht von Menschenhand gesteuert war.

Von Hanns Derstroff.

Wieder ist vor kurzem eine der ausgezeichnetsten Flugzeugbesatzungen, über welche die Deutsche Luft-Hansa verfügte, mit der „Teneriffa" in Nacht und Nebel untergegangen; sie hatte Sicht und Orientierung verloren und war dem Erdboden zu nahe gekommen. Daher verdoppeln sich die Anstrengungen der Wissenschaft und der Technik, die Versuche der Praktiker, um den Piloten von der Erdsicht unabhängig zu machen. Daher wird immer mehr das Blindfliegen, das Nur-nach-den-Instrumenten-Steuern, geübt. Noch höher hinaus zielen Versuche, die Kapitän Boykow von der Aerogeodetic-Maatschappij anstellt: Versuche zur Entwicklung eines vollkommen automatischen Piloten.

Bereits vor längerer Zeit bin ich, einer Einladung Boykows folgend, auf einer Junkersmaschine, „Bremen"-Typ, mitgeflogen, die von einem automatischen Piloten gesteuert wurde.

Es hat einen eigenartigen Reiz, mit einer Maschine zu fliegen, deren Pilot untätig an den Steuern sitzt; es ist ein Gemisch von Staunen und leiser Beklemmung, wenn man mit einer Stundengeschwindigkeit von 170 Kilometern durch die Luft gerissen wird und die Steuer, von denen jede Sicherheit abhängig ist, von selbst arbeiten. Bald aber sieht man, wie ihre Ausschläge sicherer sind, als wenn Menschenhände sie bedienten, und es bleibt nur noch das Gefühl der Bewunderung für den automatischen Piloten, den Boykow erfunden hat.

Es ist ein kleiner Apparat, 50 Zentimeter im Geviert, im Rumpfe der Maschine eingebaut. Ein Schalter wird umgelegt und gibt ihm den Befehl, für den Piloten zu fühlen, zu denken und zu handeln. Boykow hat sich zur Stabilisierung der Steuerlage einer bekannten Eigenschaft des rotierenden Kreisels bedient, nämlich die Lage seiner Achse im Raum nach Möglichkeit beizubehalten. Zwei Kreisel, die in entgegengesetzten Richtungen laufen, sind in einem Rahmen zwangsweise miteinander verbunden. Nur wenn ein solches Kreiselsystem um eine ganz bestimmte Achse gedreht wird, spricht es an, d. h. alle Drehungen bleiben ohne jede Wirkung, nur eine in einer einzigen Richtung zwingt die Kreiselachsen, deren Lage zwangsmäßig verändert wird, auszuschlagen. Diese Reaktion von außerordentlicher Feinheit tritt schon ein, wenn der Rahmen auch nur kaum merklich um seine empfindliche Achse gedreht wird.

Baut man einen solchen Trägheitsrahmen parallel der Längsachse des Flugzeuges ein, so ist es klar, daß bei jeder Lageänderung um diese Achse, also einer Änderung der Querlage, z. B. Heben des rechten Tragdecks und Senken des linken, wie es bei einer Bö eintreten kann, die Kreiselachsen ausschlagen. Ein zweiter Rahmen parallel zur Vertikalachse wird in gleicher Weise Lageänderungen des Flugzeuges überwachen, wie sie durch das Seitensteuer herbeigeführt werden, ein dritter, parallel zur Querachse des Flugzeuges eingebaut, solche, wie sie das Höhensteuer herbeiführt. Man hat also in dieser Kombination von Trägheitsrahmen ein außerordentlich feinnerviges mechanisches Gehirn zur Feststellung aller möglichen Lageänderungen gefunden. Die Reaktionen dieses Gehirns, die in einem Ausschlagen der jeweils beunruhigten Kreiselachsen bestehen, benutzt man nun, um elektrische Kontakte zu schließen und so die entsprechenden Gegenmaßnahmen zu bewirken. Die Arme, mit denen das Kreiselgehirn den Steuern seinen Willen aufzwingt, bestehen aus dauernd laufenden kleinen Elektromotoren. Schlägt ein Kreiselpaar aus und schließt so den Kontakt, so wird bei dem entsprechenden Steuermotor je nach dem Sinne des Ausschlages eine Kupplung vor- oder rückläufig eingerückt mit dem Erfolg, daß sofort ein entsprechender Steuerausschlag erfolgt, so lange, bis die Lage des Flugzeuges wieder korrigiert ist. Dadurch kommen die Kreiselachsen, die vorher beunruhigt waren, wieder in ihre Normallage, entsprechend eilt das Steuer zurück, und die Kuppelung des Steuermotors wird wieder ausgerückt.

Bei der Stabilisierung des Seitensteuers kann man sich natürlich auch eines Kompasses statt der Kreisel als Kontaktgeber bedienen. Bei der Automatisierung des Höhensteuers muß man aber dem Trägheitsrahmen in jedem Falle noch ein anderes Instrument als Wächter einschalten, nämlich den Geschwindigkeitsmesser. Diese Notwendigkeit wird sofort bei folgender Überlegung klar: Wenn z. B. bei richtiger Lage im Raume der Motor plötzlich aussetzt, so wird dadurch das Kreiselsystem ja noch keineswegs zum Ansprechen gebracht, also auch keinen Ausschlag des Höhensteuers herbeiführen; sofortiges Tiefensteuergeben aber ist die einzige Möglichkeit, um bei aussetzendem Motor oder schon bei stark verminderter Tourenzahl die Maschine flugfähig zu erhalten. Die automatische Überwachung dieser Gefahrenquelle erfolgt durch den Geschwindigkeitsmesser, einen Apparat, der den Staudruck, d. h. den Druck des Fahrwindes auf das Flugzeug mißt; er wird ebenfalls als Impulsgeber für das Höhensteuer benutzt und gestattet, die jeweils günstigste Fluggeschwindigkeit einzustellen und automatisch beizubehalten.

Neben der außerordentlich psychischen und physischen Entlastung des Piloten liegt der Wert der automatischen Steuerung vor allem in der feinnervigen Präzision der Steuerausschläge, einer bis ins äußerste getriebenen Steuerökonomie und infolgedessen größten Betriebsstoffersparnis, die z. B. bei der Stabilisierung des Höhensteuers eines Großluftschiffes auf transatlantischen Fahrten mehrere Tonnen beträgt; der Boykowsche Höhenstabilisator ist daher auch auf dem „Grafen Zeppelin" eingebaut worden. Der große Vorzug des automatischen Piloten, der für die Führung von Flugzeugen von überragender Bedeutung ist, liegt aber darin, daß mit ihm das Fliegen in Wolken, Nebel und bei Nacht möglich ist, ohne unerwünschte Kursänderungen und ohne die Gefahr des Abtrudelns infolge einer Sinnestäuschung über die Lage im Raum.



Bunte Chronik



* **Moderne Robinsons.** Aus Kapstadt kommt die Meldung von den abenteuerlichen Erlebnissen der schiffbrüchigen Passagiere des Dampfers „Limpapo". Der Dampfer, der zum ersten Male von Grangemouth nach Lorenzo Marques unterwegs war, strandete in der Neujahrsnacht bei Sylvia Hill, einer trostlos öden Stelle an der afrikanischen Wüstenküste gelegen. 14 Mann retteten sich an Land. Nur der Kapitän, wie es so oft der Fall ist, wollte das Schiff nicht verlassen und ging mit ihm unter. 12 Gerettete waren so ermattet, daß sie den Marsch durch die Wüste, der unentbehrlich war, um die nächste Siedlung zu erreichen, nicht antreten konnten. Zwei Matrosen unternahmen, mit einem Kompaß ausgerüstet, den Versuch, das Städtchen Lüderitz, das 50 Meilen von der Strandungsstelle entfernt lag, zu erreichen. Drei Tage schleppten sie sich durch die Sandwüste und waren, als sie das Ziel ihrer Wanderung erreicht hatten, so erschöpft, daß sie die Sprache verloren und nicht einmal erklären konnten, wo sich ihre Leidensgenossen befanden. Eine Expedition wurde von Lüderitz ausgesandt, um die Schiffbrüchigen zu finden und zu retten, was nach langen Irrfahrten auch gelang.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg